

Predigt über 1. Petr 3,15 (Kreuzkirche Bonn, 22. Februar 2019)
Pfarrer Dr. Axel von Dobbeler

Ihr Lieben!

Was steckt eigentlich dahinter? Ist es Neugier? Abenteuerlust? Erkenntnisdrang? Unwillkürlich ist der Impuls, hinter den Vorhang zu blicken. Was mag sich da verbergen? Hinter dem Grau?

Farben? Formen? Licht? Wahrheit gar? Sinn?

Was steckt eigentlich dahinter? Es gibt eine tiefe Sehnsucht nach Enthüllung, nach Durchsicht und Einsicht, nach Erkenntnis und Durchblick, nach Offenbarung.

Was steckt eigentlich dahinter? Eine Grundfrage unseres Menschseins. Wir wollen den Dingen auf den Grund gehen.

Das kann doch nicht alles sein! Das, was vor Augen steht! Dieses graue Auf und Ab. Geschichte und Geschichten, die sich wiederholen im Faltenwurf des Vorhangs!

Ist die Welt, unsere Welt diesseits des Vorhangs, jenseits von Eden, in tristes Grau getaucht, ein „Jammertal“, wie die Alten sagten? Oder doch Old Satchmos Wonderful World mit grünen Bäumen und roten Rosen, die für mich und dich blühen? „Für mich soll's rote Rosen regnen...“

Ach, liebe Freunde, es ist schon verführerisch, sich in solche Bilder von Harmonie und Wärme zu träumen. „Imagine all the people, living life in peace!“ Aber die Regenbogenfarben der Seifenblasen zerplatzen ja so schnell!

„Die Unsichtbarkeit macht uns kaputt“, klagte Dietrich Bonhoeffer, der fromme Existentialist, „dieses wahnwitzige, dauernde Zurückgeworfenwerden auf den unsichtbaren Gott selbst – das kann doch kein Mensch mehr aushalten?“

Wir suchen nach einem Spalt im Vorhang, der uns einen Blick erlaubt hinter die Vorfindlichkeiten unseres Lebens. Es ist dieser Impuls, diese Sehnsucht nach Antwort, die uns umtreibt. Und wir bedienen uns dazu unterschiedlicher Werkzeuge:

Der MUSIK, die uns hörend fühlen und empfinden lässt, was da sein mag, hinter dem Vorhang,

der bildenden KUNST, die uns sehen lässt, was wir bisher nicht sahen,

der LITERATUR, die uns fremde Welten in inneren Bildern erschließt,

des THEATERS, das uns zwischen die Vorhänge führt und alle unsere Sinne packt,

der PHILOSOPHIE, die uns denkend an die Grenzen führt,

der NATURWISSENSCHAFT, deren Suche nach der Weltformel uns affiziert,

ja auch der RELIGION, die unseren Sinn und Geschmack für's Unendliche auf besondere Weise anspricht.

Es wäre wohl viel gewonnen, wenn wir uns allesamt begreifen würden als die Gemeinschaft der Suchenden, der Fragenden, die – auf unterschiedlichen Wegen zwar, aber doch getrieben von derselben Sehnsucht - unterwegs sind. Unterwegs – nicht am Ziel!

Viel wäre gewonnen, wenn wir andere, die andere Wege gehen als wir, andere Werkzeuge gebrauchen, nicht als Gegenspieler, sondern als Partner betrachteten, mit denen uns viel mehr verbindet als uns trennt: eben jene Frage nach dem Dahinter.

Dazu gehört wohl zu allererst das Eingeständnis der eigenen Unvollkommenheit. Nicht ich habe die Wahrheit gepachtet. Ich bin angewiesen auf euch, die Andersdenkenden und Anderssuchenden, auf euch, die Musiker, die Maler und Bildhauer, die Literaten, die Dramaturgen und Schauspieler, die Dichter und Denker, die Philosophen und Naturforscher, die Religiösen und A-Religiösen, die Atheisten und die Frommen, die Hindus und die Buddhisten, die Juden und Muslime.

Ich bin angewiesen auf euch! Schlechthin angewiesen!

Und schon höre ich da Seufzer der Rechtgläubigkeit. Schon sehe ich die Stopp-Schilder, auf denen in großen Lettern gewarnt wird: Achtung! Relativismus!

Ach, wir haben sie so satt, die Heilsgewissen und Selbstverliebten, die ihre Wahrheiten herausplärren, egal, ob sie jemand hören will oder nicht. Die Besserwisser und Schwarz-Weiß-Maler, die Rechthaber und die Moralisten mit ihrem großspurigen Gehabe. Die uns weiß machen wollen, dass sie die Lösung haben. Rattenfänger aller Art. Ob im politischen oder priesterlichen Gewand, Prediger der Selbstgerechtigkeit, deren wohlfeile Warnung vor dem Relativismus nichts anderes ist als eine besonders perfide Art, uns in ihre Gefolgschaft zu locken.

Und da stehen wir also und sollen Rechenschaft ablegen. Nicht fromme Kalendersprüche abliefern, sondern nachvollziehbar darlegen, was uns im Innersten trägt, welche Hoffnung in uns ist. Und das jederzeit und gegenüber jedermann.

Wahrlich, keine leichte Aufgabe, das Paradoxon zu verteidigen!

Apologie ist das Gebot der Stunde. Jederzeit und gegenüber jedermann, der Rechenschaft von uns fordert.

Dabei hätte der Autor des ersten Petrusbriefes gute Gründe gehabt, seinen Adressaten anderes zu empfehlen, jener marginalisierten Schar von Jesus-Anhängern, die in vielfältiger Weise drangsaliert, ausgegrenzt, verleumdet, geschnitten, ja wohl auch regelrecht verfolgt wurden. Wäre es da nicht besser, unter sich zu bleiben, in der Nische der Gleichgesinnten, in der Blase der Zustimmung, Ekklesia als Ekklesiola, ohne Anfechtung durch andere?

Ach, wie oft sind wir einer solchen Versuchung erlegen, unter uns zu bleiben. Bis in die Gegenwart. Nicht nur in den berüchtigten Meinungsblasen der digitalen Welt, sondern auch in der ganz analogen Weise, wie wir Kirche sind – oft einem Insider-Idiom verhaftet, einer Rede der Richtigkeiten, an der jede Anfrage abperlt.

Die Mahnung des ersten Petrusbriefs, jederzeit bereit zur Verantwortung gegenüber jedermann zu sein, der von uns Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in uns ist, diese Mahnung mag unbequem sein. Denn solche Form der Apologie setzt die Bereitschaft zum ergebnisoffenen Dialog voraus, zum herrschaftsfreien Diskurs, Lernfähigkeit und Lernwilligkeit. Unbequem ja, aber aus meiner Sicht unerlässlich und zugleich bereichernd.

Und vielleicht erlaubt ihr mir hier, den ersten Petrusbrief noch einen Vers weiter zu lesen. Da schreibt der Apostel nämlich etwas über das Wie der Rechenschaftslegung: Mit Bescheidenheit und Ehrfurcht solle dies geschehen, heißt es da. Ein kleiner, aber feiner Kommunikationshinweis: Bescheidenheit und Ehrfurcht, Achtung vor Andersdenkenden und Andersgläubigen. – Ein wichtiger Hinweis, gerade in unseren Zeiten der digitalen Kommunikation, in Zeiten von hate-speech und shit-storm. Ein Hinweis, der zudem die kirchliche Bildungsarbeit davor bewahrt, als Propagandamaschine, als Missionswerk, als Werbeagentur missbraucht zu werden: Bescheidenheit und Ehrfurcht.

Ich habe in den Jahren meines Dienstes für das Evangelische Forum immer wieder die Erfahrung gemacht, dass es gut tut, sich mit Bescheidenheit und Ehrfurcht auf den Markt der Meinungen zu begeben, wie gewinnbringend es sein kann, Theologie im säkularen Raum zu verantworten – im Gespräch mit Künstlerinnen und Künstlern, mit Schauspielern und Dramaturginnen, mit Agnostikern und Andersgläubigen. Das schärft nicht nur die eigene apologetische Kompetenz und lässt einen theologisch wachsen, sondern das Wunderbare, das, was mich bis heute erstaunt, ist die Offenheit, auf die wir treffen, wenn wir uns nach draußen begeben. Und wie groß dort der Wunsch ist, mit uns ins Gespräch zu kommen.

Ausgesprochen oder unausgesprochen sind die Anfragen da, Rechenschaft zu geben über die Hoffnung, die in uns ist.

Dabei geht es um unser Innerstes. Nicht um den Glauben, den wir haben, nicht um die Überzeugung, die uns trägt, nicht um die Ideologie, der wir uns verschrieben haben – kein Grundriss der christlichen Dogmatik wird erwartet, schon gar nicht die Wahrheit, sondern Rechenschaft sollen wir geben über die Hoffnung, die in uns ist.

Die Unsichtbarkeit macht uns kaputt – aber die Hoffnung lässt uns nicht zuschanden werden, wie Paulus im Römerbrief notiert (5,5).

Hoffnung ist unsere Weise, hinter den Vorhang zu gucken. Im Hebräerbrief heißt es: „In der Hoffnung haben wir einen festen Anker der Seele, der hineinreicht in das Innere hinter dem Vorhang“ (6,19). Dabei geht es nicht um Zukunftsvisionen vom Sankt Nimmerleinstag. Schon gar nicht um Vertröstung. Hoffnung im biblischen Sinne ist eher eine Kategorie der Wahrnehmung, der Gegenwartswahrnehmung. Hoffnung ist die Wahrnehmung dessen, was schon jetzt gilt, aber noch nicht vor aller Augen steht. Eben die Weise, hinter den Vorhang zu blicken.

Was wird sichtbar, wenn der Vorhang zerreißt?

„Und der Vorhang im Tempel zerriss in zwei Stücke von oben bis unten aus“. Der Vorhang, der das Allerheiligste verhüllt, das Geheimnis Gottes, des Unbenennbaren, des Unsichtbaren, des Unsagbaren. Der Vorhang zerreisst, als Jesus, der gemarterte Menschensohn schreiend am Kreuz stirbt – Schädelstätte, Golgatha, Finsternis über dem Land, und der heidnische Centurio erkennt in dem Gekreuzigten den Sohn Gottes.

Unsere Hoffnung macht den Blick frei – aber was wir sehen, ist nicht das paradiesische Jenseits, das wir uns erträumt hatten, sondern die tiefe Diesseitigkeit, von der Bonhoeffer meinte, sie sei das wesentliche Kennzeichen des Christentums. Die tiefe Diesseitigkeit, die ohne jenseitige Rückbindung, also ohne Religion auf alle Sicherungen verzichtet. Nicht ein homo religiosus sei der Christ, schreibt Bonhoeffer, sondern ein Mensch schlechthin.

Also nicht die Traumbilder einer heilen Welt führt uns die Hoffnung vor Augen, sondern im Gegenteil: sie zeigt uns die Absurditäten und Widersinnigkeiten, die Ungereimtheiten und Ungerechtigkeiten unseres Lebens, die Bitternis vergeblicher Mühe in einer Klarheit und Tiefe, die in solchem Maße auszuhalten nur dem möglich ist, der mit dem römischen Hauptmann in dem schreiend sterbenden Gekreuzigten den Sohn Gottes zu erkennen vermag.

Ich weiß, liebe Freunde, das ist eine Zumutung – eine intellektuelle und eine emotionale Zumutung, eine Zumutung für andere und auch für uns! Da wird alles auf den Kopf gestellt, was wir dachten oder uns erträumten über Gott und die Welt und die Menschen – und die stairway to heaven führt nicht in Himmelshöhen, sondern hinab zu den Geringsten unserer Schwestern und Brüder. Und die Letzten werden die Ersten sein.

Das ist eine bleibende Provokation, mit der wir auf Widerstand und Protest stoßen und uns immer wieder der Lächerlichkeit preisgeben.

Aber billiger geht's nun mal nicht, wenn nicht auch die Hoffnung zur Schleuderware werden soll!

Gott, das Geheimnis hinter dem Vorhang, finden wir nur in der tiefen Diesseitigkeit. Sollten wir etwa aus der Welt fliehen, mit der sich Gott in Jesus Christus ein- für allemal verbunden hat? Inkarnation, die Menschwerdung Gottes, nach Sören Kierkegaard das Paradoxon schlechthin, verstellt uns den Weg jeder jenseitigen Himmelsträumerei. Und verbindet uns mit und bindet uns an das Diesseits als den Ort unserer Hoffnung.

Das tiefe Diesseits ist der Ort, den uns unsere Hoffnung zeigt und in dem sich unser Glaube zu bewähren hat. „Und dies nenne ich Diesseitigkeit“, schreibt Bonhoeffer weiter, „in der Fülle der Aufgaben, Fragen, Erfolge und Misserfolge, Erfahrungen und Ratlosigkeiten leben“ und darauf verzichten, „aus sich selbst etwas zu machen – sei es einen Heiligen oder einen bekehrten Sünder... einen Gerechten oder Ungerechten, einen Kranken oder einen Gesunden“.

Keine leichte Aufgabe, darüber Rechenschaft zu geben, dass gerade Golgatha der Haftpunkt unserer Hoffnung ist, dass es gerade das Wort vom Kreuz ist, Torheit und Skandalon, das uns die Kraft Gottes ist, die uns dazu befähigt, nichts zu verbrämen und nichts zu beschönigen, die Kraft, im Leid nichts anderes mehr zu sehen als die grausame Absurdität, im Krieg nichts anderes als das Verbrechen schlechthin, in der Ungerechtigkeit nichts anderes als Entmenschlichung.

Kraft zum Widerstand, zum Kampf gegen all das, was uns kaputt macht. Kraft, den Stein immer und immer wieder den Berg hoch zu wälzen trotz aller offensichtlichen Vergeblichkeit.

Seit sich Gott in Jesus von Nazareth ein- für allemal mit uns und unserer Welt verbunden hat – bis in die tiefsten Tiefen hinein, bis auf die Schädelstätte, bis in die Finsternis von Golgatha – seither wissen wir, dass es keinen Ort mehr gibt, der so gottverlassen wäre, dass wir nicht gerade dort dem Gott des Lebens begegnen. – Das ist das Geheimnis von Ostern!

Das ist unsere Hoffnung, und die gibt uns die Kraft und den Mut, gegen die Absurditäten, gegen Ungerechtigkeit, gegen Leid, ja gegen den Tod zu leben und zu handeln – allen vermeintlichen Vergeblichkeiten zum Trotz.

Wir lassen uns in der kaputten Welt nicht kaputt machen, nicht unterkriegen. Wir packen an, wo andere einpacken oder sagen, das ist doch sinnlos; wo andere sagen, das hat ja doch keinen Zweck, da legen wir erst richtig los. Wo andere resigniert die Hände sinken lassen, da sprühen wir nur so vor Tatendrang.

Und wo anderen die Puste ausgeht, da haben wir den langen Atem, den es braucht, um durchzuhalten, wenn der Gegenwind eisig wird. Wir haben diesen langen Atem.

Warum? Nicht, weil wir die besseren Menschen wären oder weil wir glauben, wir könnten den Himmel auf Erden schaffen. Das brauchen wir gar nicht, sondern weil wir glauben, dass da, wo die Not am größten ist, Gott selbst ist. Und wo Gott ist, da kann ja wohl nichts anderes als Zukunft und Leben sein. Aus dieser törichten Hoffnung leben wir und aus dieser skandalösen Gewissheit schöpfen wir unsere Kraft. Ja, mit Paulus können wir sagen: „Wie sind Narren um Christi willen“.

Also, liebe Freunde, in aller Bescheidenheit: „Seien wir realistisch, versuchen wir das Unmögliche!“

Amen